

Reihe
Germanistische
Linguistik

240

Herausgegeben von Armin Burkhardt, Angelika Linke
und Sigurd Wichter

*Helmut Henne /
Horst Sitta /
Herbert Ernst Wiegand (Hgg.)*

Germanistische Linguistik:
Konturen eines Faches

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 2003



Reihe Germanistische Linguistik

Begründet und fortgeführt von Helmut Henne, Horst Sitta und Herbert Ernst Wiegand

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-484-31240-8 ISSN 0344-6778

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 2003

<http://www.niemeyer.de>

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck: Hanf Buch- und Mediendruck GmbH, Darmstadt

Buchbinder: Nädle Verlags- und Industriebuchbinderei, Nehren

Vorwort der Herausgeber

Der vorliegende Band vereint die Referate, die auf dem Kolloquium *Germanistische Linguistik – Konturen eines Faches*, veranstaltet am 18. und 19. September des Jahres 2001 in Braunschweig, gehalten worden sind. Mit diesem Kolloquium bzw. diesem Band verabschieden sich die bisherigen Herausgeber der *Reihe Germanistische Linguistik*, Helmut Henne, Horst Sitta und Herbert Ernst Wiegand, die sie seit 1975 (bis 1979 noch zusammen mit Hans-Peter Althaus und Roland Ris, ab dann zu dritt) über fast dreißig Jahre betreut haben und die während dieser Zeit in einem sehr strikten Sinne zu *ihrer* Reihe geworden ist.

Die 240 Bände der RGL-Geschichte repräsentieren zugleich ein markantes Stück Wissenschaftsgeschichte und nicht zuletzt einen wichtigen Abschnitt der Geschichte unseres Faches. Als Herausgeber der Reihe haben wir uns zum einen darum bemüht, diese Geschichte in Büchern abzubilden, zum andern (und nicht weniger) auch darum, sie mitzugestalten. Wir haben den Eindruck, dass uns das ein gutes Stück weit gelungen ist, und blicken nicht ohne Stolz zurück auf das, was entstanden ist. Das Abschiedskolloquium, das hier dokumentiert wird, steht denn auch unter dem zentralen Gedanken des Rückblicks auf die Zeit, in der wir für die RGL Verantwortung getragen haben: Notwendigerweise einigermaßen verkürzt versuchen Kolloquium und Dokumentation einen Überblick über wichtige Stationen, Strömungen und Entwicklungen, denen die RGL unter der alten Herausgeberschaft ein Forum geboten hat. Dass in den Referaten zugleich Vorwärtsweisendes aufgehoben sei, ist nicht nur eine heimliche Hoffnung.

Ab diesem Band wirken als neue Herausgeber der RGL Armin Burkhardt, Angelika Linke und Sigurd Wichter. Ihnen ebenso wie dem Verlag gelten unsere besten Wünsche.

Braunschweig, Heidelberg, Zürich, im Juli 2002

Helmut Henne
Horst Sitta
Herbert Ernst Wiegand

Inhaltsverzeichnis

Armin Burkhardt

Worte und Wörter als Zeichen, (Be-)Deutung und Handlung –
Zum Stand der Sprachtheorie nach 1945 1

Angelika Linke

Sprachgeschichte – Gesellschaftsgeschichte – Kulturanalyse 25

Sigurd Wichter

Gesellschaftliche Kommunikation als linguistischer Gegenstand 67

Gabriele Diewald

Viele Grammatikmodelle – eine Grammatik? Zur Spannung
zwischen Theoriepluralismus und Einheit des Gegenstands 97

Peter Sieber

Hatte die germanistische Sprachwissenschaft Einfluss auf die
Auffassungen von Sprache im Deutschunterricht? 117

Klaus-Peter Konerding

Lexikalische Semantik in der neueren Germanistik –
Ein historischer Abriss 137

Jörg Kilian

Alkmenes »Ach!«. – Die germanistische Linguistik entdeckt die
dialogische Sprache 159

Armin Burkhardt

Worte und Wörter als Zeichen, (Be-)Deutung und Handlung

Zum Stand der Sprachtheorie nach 1945*

1. Einleitung

Der 11. September 2001 wird als der schwarze Tag in die Geschichte der Menschheit eingehen, an dem in New York und Washington eine Serie menschenverachtender Terroranschläge auf Gebäude und Menschen verübt wurde. Die ganze Welt hat die schrecklichen Ereignisse, z.T. live, im Fernsehen mit angesehen. Und mit Entsetzen und mit Abscheu für die Urheber hat die gesamte zivilisierte Menschheit auf die Anschläge reagiert.

Politische Attentate und Terroranschläge sind immer verbrecherische Handlungen und als solche moralisch zu verurteilen. Sie sind aber zumeist auch als Extremformen menschlicher Kommunikation zu verstehen und insofern zugleich Handlungen und Zeichen. Genau in diesem Sinne hat der Bundeskanzler das Geschehen interpretiert, indem er die Anschläge als »Angriff auf die Vereinigten Staaten von Amerika« und »Kriegserklärung an die gesamte zivilisierte Welt« bezeichnete. In der Handlung der faktischen Zerstörung eines symbolhaften Gebäudes wie des World Trade Centers liegt eine Kriegserklärung, die zugleich selber eine Handlung ist und weitere Handlungen nach sich zieht. Der barbarische Anschlag gegen die Architektur-Symbole, der die Auslöschung Tausender Menschenleben gleichsam als Beiwerk billigend in Kauf nimmt, ist demnach die perverse Ausdrucksseite eines Zeichens, das als nonverbale Zeichenhandlung eine Kriegserklärung in sich schließt. Infolgedessen ist die von Bundeskanzler Schröder gewählte Bezeichnung der Ereignisse selber als eine – in diesem Fall sprachliche – Zeichenhandlung zu bestimmen, die dem bedrückenden Geschehen die Interpretation »Kriegserklärung an die gesamte zivilisierte Welt« als Bedeutung zuweist. Eine solche Kriegserklärung wäre im Prinzip auch sprachlich möglich gewesen, denn es steht dafür ja eine entsprechende performativ verwendbare sprachliche Bezeichnung zur Verfügung. Aber dann wären Zerstö-

* Auf Wunsch des Verfassers erscheint dieser Beitrag in alter, nicht-reformierter deutscher Orthographie.

zung des World Trade Centers und Beschädigung des Pentagon nicht, wie von den Terroristen beabsichtigt, zugleich Zeichen und Teilhandlungen des durch sie erklärten Krieges gewesen.¹

Indem es verdeutlicht, daß die Kommunikationsform von Terroristen die Gewalt ist, zeigt das extreme Beispiel – auf beklemmende Weise – die Allgegenwart des Semiotischen. Sie geht weit über den Gebrauch verbaler Zeichen hinaus. Was das martialische Beispiel, auf dessen Verwendungsmöglichkeit ich lieber verzichtet hätte, darüber hinaus zu erkennen gibt, ist, daß Zeichen und Handeln zusammengehören, weil sich in ihrem Zusammenspiel Bedeutung konstituiert. Darum ist es kein Wunder, daß *Zeichen*, *Bedeutung* und *Handlung* die Begriffe sind, um die die sprachphilosophisch-semiotische Diskussion – insbesondere diejenige nach 1945 – kreiste und weiterhin kreist. Im folgenden möchte ich versuchen, den derzeitigen Stand der Sprachtheorie in bezug auf einige wichtige Fragestellungen und Kategorien aus meiner Sicht kritisch zu beleuchten. Weil es dabei nicht um historisch-philologische Beschreibung, sondern um die Diskussion von Kernfragen und das Gewinnen einer jeweils paradigma-externen Perspektive geht, wird eine vollständige Behandlung der wichtigsten Einzelpositionen nicht angestrebt. En passant wird sich zeigen, daß sich, was der jeweils neuen Generation auf den ersten Blick als Neuanfang erschien, bei näherem Hinsehen entweder als Kontinuität oder als Chimäre erweist. Wie für die politische Sphäre gilt dies auch für die Theorie der Sprache.

2. Zeichen

Zeichen generell können definiert werden als Gegenstände oder Sinnesreize, denen auf natürliche Weise, durch Konvention oder durch ausdrückliche Verabredung sogenannte Bedeutungen zugeordnet werden. Beide, die Gegenstände bzw. Sinnesreize und die Vorschriften ihrer Zuordnung zu Bedeutungen, sind Bestandteile von Zeichenkodes. Obwohl eigentlich bekannt sein müßte, daß der Sinn der berühmten Genfer Vorlesungen, die 1916 als *Cours de linguistique générale* veröffentlicht wurden, in erster Linie darin bestand, einen Überblick über den Forschungsstand der Allgemeinen Sprachwissenschaft zu geben (vgl. Fehr 1997; Burkhardt 1998) und bereits bei den Philosophen der Antike und den Sprachtheoretikern des 18. und 19.

¹ Auf die semantisch bedingte Problematik einer quasi-metaphorischen Ausdehnung des Kriegsbegriffs auf nicht-zwischenstaatliche Formen der Gewaltanwendung weise ich an dieser Stelle bloß hin, ohne sie zu analysieren.

Jahrhunderts vorhandene Konzepte in die Linguistik seiner Zeit einzuholen, geht im Bewußtsein der meisten heutigen Sprachwissenschaftler alle moderne Sprach- und Zeichentheorie auf Ferdinand de Saussure zurück. Spätestens seit der Wende von der Sprachinhaltsforschung zur Strukturellen Semantik, die sich in den späten 60er Jahren vollzog, gilt der de Saussure zugeschriebene (aber etwa bei Johann Werner Meiner 1781 schon konzeptionell im Prinzip vorhandene) »bilaterale«/zweiseitige Zeichenbegriff² in der Linguistik als ausgemacht. Vom Genfer Linguisten selbst wird er wie folgt bestimmt:

Ich nenne die Verbindung der Vorstellung mit dem Lautbild das Zeichen; dem üblichen Gebrauch nach aber bezeichnet dieser Terminus im allgemeinen das Lautbild allein, z.B. ein Wort (*arbor* usw.). [...] Ich schlage [...] vor, daß man das Wort Zeichen beibehält für das Ganze, und Vorstellung bzw. Lautbild durch Bezeichnetes und Bezeichnung (Bezeichnendes) ersetzt; die beiden letzteren Ausdrücke haben den Vorzug, den Gegensatz hervorzuheben, der sie voneinander trennt und von dem Ganzen, dessen Teile sie sind. Für dieses selbst begnügen wir uns mit dem Ausdruck »Zeichen«, weil kein anderer sich dafür finden läßt. (1967: 78)

»Vorstellung« und »Lautbild«, »signifiant« und »signifié«, »Bezeichnendes« und »Bezeichnetes«, in ihrer assoziativen Verbindung, sind demnach für de Saussure das Zeichen (als Zeichentypus der Langue-Ebene), und zwar als zwei aufeinander verweisende Seiten derselben Sache. Das Zeichen ist für ihn »etwas Doppelseitiges [...], das aus der Vereinigung zweier Bestandteile hervorgeht.« (Ebd.: 77) Der bezeichnete Gegenstand gehört nicht dazu, denn: »Das sprachliche Zeichen vereinigt in sich nicht einen Namen und eine Sache, sondern eine Vorstellung und ein Lautbild.« (Ebd.) Der an de Saussure anschließende europäische Strukturalismus – von Hjelmslev über Martinet, Buysens, Greimas, Mounin, Prieto bis hin zu Baldinger, Heger, Henne und Wiegand – hat das bilaterale Modell aufgenommen, zum Konzept einer Strukturellen Semantik ausgearbeitet und zugleich bewirkt, daß der – noch von Ogden/Richards (1923) vertretene – monolaterale Zeichenbegriff, im Gefolge der Saussure-Rezeption, jahrelang fast der Lächerlichkeit preisgegeben war. Keine Richtung in der Semantik war in methodischer und terminologischer Hinsicht so nützlich und so erfolgreich wie die Strukturelle Semantik; der von ihr fast fraglos verwendete bilaterale Zeichenbegriff weist jedoch aus meiner Sicht vier entscheidende Nachteile auf:

1. Aufgrund der impliziten Behauptung einer Analogie zur Ausdrucksseite, wie sie in der Unterscheidung zwischen »Inhalts-« und »Ausdruckssub-

² Zu Frühausprägungen des bilateralen Zeichenbegriffs bei Meiner, Vater und Bernhardt vgl. v.a. Neumann (1984) sowie Burkhardt (2000).

stanz« am deutlichsten in Erscheinung tritt, materialisiert er gleichsam die Inhaltsseite und hat damit der strukturell-semantischen Fehlinterpretation der Bedeutung als starres geordnetes Ganzes atomarer semantischer Teilkomponenten Vorschub geleistet.³

2. Die Ausdrucksseite des Einzelzeichens wird auf die materielle Gestalt der isolierbaren Zeicheneinheit begrenzt. Der Kontext erscheint dann als etwas Drittes, dem lediglich die Kraft zugeschrieben wird, die interpretative Zuordnung lexikalischer Langue- zu aktuellen Parole-Bedeutungen – de Saussure selbst nennt sie »significations« (vgl. dazu Raggiunti 1990: 64ff.; 1998: 81ff.) – zu fördern. Wo sie typisch und konventionalisiert sind, haften jedoch dem Zeichen selbst die relevanten Kontextmerkmale bereits an, in deren Rahmen es wahrgenommen wird. Sie sind Teil der Zeichengestalt/Ausdrucksseite. So ist es eben nicht das Klingelgeräusch allein, sondern das Klingelgeräusch-im-häuslichen-Kontext oder das Klingelgeräusch-im-Kontext-von-Straßenverkehr-und-Straßenbahnschienen, dem konventionelle Bedeutungen wie ›Bitte um Einlaß‹ oder ›Warnung-vor-Unfallgefahr‹ zugeordnet sind. In ähnlicher Weise bedeutet *Zug*-im-Kontext-von-Verkehrsmitteln ›mehrgliedriges Fahrzeug, bestehend aus einer Zugmaschine und mehreren Wagen‹, *Zug*-im-militärischen-Kontext dagegen ›militärische Einheit‹ und *Zug*-im-Kontext-von-Brettspielen ›einmaliges Bewegen einer Figur im Sinne der Spielregeln‹ usw.
3. In bezug auf die sprachlichen Zeichen mußte zur Erklärung unterschiedlicher Ausdrucks- bzw. Inhaltsseiten desselben Einzelzeichens auf die nie wirklich geklärte Unterscheidung zwischen Morph, Morphem und Allomorph zurückgegriffen werden. Weitgehend unbemerkt wurde dabei jedoch durch die systematisch notwendige Zuweisung unterschiedlicher Zeichengestalten zum selben Signifikat (z.B. *Buch*, *Büch*-; *denk*-, *dach*-, *däch*-), d.h. die Ansetzung substitutiver und diskontinuierlicher Morphe bzw. morphischer Varianten, oder unterschiedlicher Signifikate zur selben Zeichengestalt (z.B. *sie*, Sg.; *sie*, Pl.; *Sie*, Anredepron.) sowie die Einführung von Nullelementen (»Nullmorphemen« und »Nullallomorphen«) der bilaterale Zeichenbegriff unterlaufen.
4. Der zentrale semiotische Fehlschluß, der dem bilateralen Zeichenbegriff zugrunde liegt, ist für mich aber der folgende: Eine Bedeutung im Sinne der Strukturellen Semantik ist eine »Teilbedeutung« als Teil einer Gesamtbedeutung, die ihrerseits Teil des Zeichens ist. Inhalts- und Ausdrucksseite sind danach nicht bloß die zwei Seiten eines Blattes Papier (vgl. noch Saussure 1967: 134), sondern bilden ihrerseits zugleich eine

³ Auf diesen Kritikpunkt wird im Semantik-Abschnitt dieses Beitrags (3.) noch einzugehen sein.

jeweils in kleine und kleinste Teileinheiten gegliederte – hie phonologische, da semantische – Substanz. Mit der dem Modell letztlich zugrundeliegenden Container-Metapher, die das Wort oder Zeichen als strukturiertes Gefäß mit einem in sich gleichfalls strukturierten Inhalt vorstellt, hat man aber, wie mir scheint, die Idee einer strukturellen Analogie zwischen Ausdruck und Inhalt übertrieben. Denn aus der unbestreitbaren Tatsache, daß es dem Zeichen wesentlich ist, Bedeutung zu haben, folgt keineswegs, daß die Bedeutung, die es hat, in irgendeiner Weise Teil des Zeichens wäre. Tatsächlich ist das Zeichen sozusagen weder monoton noch bilateral, sondern steht zwischen diesen beiden Polen. Es ist eine materielle Gestalt, der eine Deutung zugeordnet werden kann, die mehr ist als es selbst. Das bedeutet, daß nichts Zeichen sein könnte, das keine Bedeutung hat, daß aber das Zeichen selbst als reproduzierbare bzw. rekurrente Ausdrucksseite betrachtet werden muß, der allerdings die Eigenschaft wesentlich ist, auf anderes zu verweisen.⁴

Vom Zeichenbegriff ist das Zeichenmodell zu unterscheiden. Ausgehend vom scholastischen Merksatz »vox significat mediantibus conceptibus« war spätestens seit Ogden/Richards' (1923: 11) zumeist als »semiotisches« bzw. »semantisches Dreieck« bezeichnetem »triangle of reference« die »triadische«/dreiseitige Konzeption des Zeichens die gängige Modellvorstellung, und dies obwohl, wie bereits erwähnt, schon de Saussure den bezeichneten Gegenstand, der für alte dyadische Modelle konstitutiv ist, als nicht zum Zeichen gehörig betrachtet hatte. Erst Eco (1972) hat hier einen wirklich klaren Standpunkt vertreten, der sich in der Semiotik auch durchgesetzt zu haben scheint. War der Referent für die analytisch-positivistische Philosophie der Sprache von Frege bis in die Gegenwart und selbst bei Peirce gleichsam der Punkt, an dem sich Sprache und Welt berühren und dadurch letztlich die Wahrheitsfähigkeit des Satzes allererst ermöglichen, so bezeichnet Eco gerade dies als den »referentiellen Fehlschluß« (ebd.: 73). Er hält das Argument dagegen, daß der Sinn einer Nachricht davon unabhängig sei, ob einem Satz Tatsachen oder einem Wort Gegenstände in der Wirklichkeit entsprechen. Für Eco fallen der Referent des Zeichens und mit ihm das Problem der Wahrheit und Falschheit aus der semiotischen Betrachtung heraus: »Die Semiotik«, so sagt er, »interessiert sich für die Zeichen als gesellschaftliche Kräfte. Das Problem der Lüge (oder der Falschheit), das für die Logiker von Bedeutung ist, ist prä- oder postsemiotisch.« (Ebd.) Und, so füge ich hinzu, wemgleich wir uns natürlich am liebsten und häufigsten auf existierende

⁴ Dagegen ist das bilateral konzipierte Zeichen gegen die Intuitionen der Alltagssprache gedacht, die sich an diesen Begriff knüpfen. Das ist zwar kein Grund, wohl aber ein Indiz, das sich gegen das Festhalten am bilateralen Zeichenbegriff anführen läßt.

Gegenstände und bestehende Sachverhalte beziehen, ist das Problem der Wahrheit und Falschheit auch prä- und postlinguistisch, so daß aus dem linken Schenkel des Ogden/Richardsschen Dreiecks – also der Relation »Symbol« – »Thought or Reference« – ein neues dyadisches Modell entsteht.

Infolge der Konzentration der semiotischen Forschung auf die Ausbildung spezieller Semiotiken wie Bild- oder Zoosemiotik (vgl. dazu Posner et al.: 1997ff., Bd. 3) kann es nicht überraschen, daß theoretische Unterscheidungen und Modelle weitgehend fortgeschrieben wurden. Dies gilt auch für Peirces bekannte zeichentypologische Unterscheidung zwischen »Ikon«, »Index« und »Symbol« (vgl. z.B. Peirce 1976: 362f.; 5.73). Auch wenn Umberto Eco (1977) und Thomas Sebeok (1979) versucht haben, diese recht simple Typologie zu erweitern, ist es sowohl in der Semiotik als auch in der Linguistik weitgehend bei der Verwendung der Peirceschen Unterscheidungen geblieben. Um zumindest einige der Schwächen der Typologien von Peirce, Eco und Sebeok zu vermeiden, erscheint es dem Verfasser vorteilhafter, die Welt der Zeichen nach dem Kriterium des Verhältnisses von Zeichengestalt und Bedeutung in fünf Typen zu unterscheiden, nämlich Ikon, Indiz (Symptom), Index, Signum und Symbol. Das »Ikon« wird dabei im Peirceschen Sinne verstanden. Als »Indizien« sind dagegen alle diejenigen (An-)Zeichen anzusprechen, die kausal mit ihren Ursachen oder Urhebern verbunden sind; das Auftreten roter Hautflecken ist danach ebenso ein Indiz für Scharlach wie Rauch ein Indiz für Feuer oder wie eine Fußspur ein Indiz für die frühere Anwesenheit eines bestimmten Lebewesens ist. Demgegenüber ist ein »Index« ein Zeichen, dessen Ausdrucksseite in nicht-ikonischer Weise auf ihr Bezeichnetes verweist; zu den indexalischen Zeichen gehören z.B. Pfeile, die eine Richtung, Hinweisgesten, die auf Gegenstände, oder die Spotlights von Scheinwerfern, die auf wichtige Personen oder Requisiten auf der Bühne zeigen. Unter dem Begriff »Signa« sollen alle diejenigen Zeichen zusammengefaßt werden, die sowohl konventionell als auch willkürlich sind, also Merkmale des bezeichneten Gegenstandes in ihrer Zeichengestalt nicht reproduzieren; hierzu gehören elektrisch erzeugte Ton- und Blinksignale ebenso wie die weitaus meisten Zeichen der Sprache. Sebeok (1979: 64) hat bereits darauf hingewiesen, daß die dem normalen Sprachgebrauch gegenläufige Einengung des Begriffs »Symbol« auf arbiträre Zeichen immer wieder zu Mißverständnissen Anlaß gegeben hat. Das eigentliche Symbol, schreibt schon de Saussure (1967: 80), ist »niemals ganz beliebig; es ist nicht inhaltlos, sondern bei ihm besteht bis zu einem gewissen Grade eine natürliche Beziehung zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem. Das Symbol der Gerechtigkeit, die Waage, könnte nicht etwa durch irgend etwas anderes, z.B. einen Wagen, ersetzt werden.« Auch die Symbole im engeren Sinne bilden daher einen eigenen Zeichentyp, der allerdings sowohl Ikonisches als auch Signumhaftes an sich hat: Sie sind zwar meistens bildhaft, jedoch nicht wie

die Ikonen auf Einzelgegenstände oder Klassen von Objekten bezogen, sondern verwenden ikonische Zeichen, um in eher arbiträrer Weise auf Abstrakt-Allgemeines, z.B. auf abstrakte Begriffe wie *Frieden, Liebe, Freiheit, Nation* oder auf Religionen, Mythen, politische Ideologien zu verweisen (vgl. dazu Hegel 1970: 393ff.; Eco 1987: 193ff.; Burkhardt 1996a); sie sind konventionell, soweit sie zum kulturellen Gedächtnis einer Gemeinschaft gehören und an historische oder mythologische Geschichten erinnern; im Leben wie in der Literatur ist aber auch spontane Symbolbildung möglich, wenn etwa ein heftiges Gewitter als symbolische Erinnerung an eine Schuld oder eine in vollem Laub stehende Eiche als Symbol des Lebens erlebt wird (zum Symbolbegriff vgl. Todorov 1995). Allgemein ist das Symbol daher als ein Gegenstand oder ikonisches Zeichen zu bestimmen, dem eine ideelle, über seine materielle Gestalt hinausweisende Deutung gegeben wird.

Häufig vermischen und überlappen sich die Zeichen-Grundtypen in der Praxis und treten daher zum einen nicht immer in Reinform in Erscheinung. Zum andern sind die meisten von ihnen den aus der Rhetorik bekannten semiotischen Verfahren der Metapher, Metonymie oder Synekdoche (zur Unterscheidung vgl. Burkhardt 1996b) unterworfen, die als »Zeichenmodi« bezeichnet und zur weiteren Untergliederung der unterschiedenen Grundtypen verwendet werden könnten. Unter den Symbolen gibt es z.B. metonymische wie das Kreuz, metaphorische wie das Rad oder die Rose und synekdochische wie etwa einen König oder Staatspräsidenten. Fußspur und Fingerabdruck sind metonymisch (als Relikt ihrer Urheber), synekdochisch (als für viele stehendes Einzelexemplar) oder sogar metaphorisch (als zeichenhafte Hinterlassenschaft, die auf die Vergänglichkeit des Daseins verweist) zu interpretieren. Ikonen, Signa und Symbole können problemlos in allen drei Modi erscheinen, dagegen lassen Indizes und Indizien in erster Linie metonymische und synekdochische Deutungen zu.

Während die linguistische Bestimmung des Zeichenbegriffs Intentionalität und Konventionalität als konstitutive Merkmale des Zeichens verlangt, liegt der Semiotik ein sehr weiter Zeichenbegriff zugrunde, dessen Kern im Grunde die nicht-konventionellen, nicht-intentionalen Zeichen bilden, d.h. die Anzeichen oder Indizien. Auch wenn sie als »Symptome« Eingang in das Bühlersche Organonmodell gefunden haben und insofern als subjektiv-emotionale bzw. schibbolethfunktionale Komponenten der Sprachverwendung gelten, die Äußerungen gleichsam begleiten, werden gerade sie in der Sprachwissenschaft häufig unterschätzt und letztlich als marginale Phänomene der Sprache betrachtet. Für die Entstehung und das Erkennen konnotativer Bedeutungsaspekte und zur Interpretation indirekter Sprechhandlungen ist die Empfindung und Deutung von Anzeichen jedoch absolut unabdingbar. Umgekehrt läßt sich der sprechakttheoretische Ansatz, wie er in der Linguistik geläufig ist, sinnvoll in die Semiotik integrieren. So hat Trabant (1996:

86ff.) die Zeichen als auf gesellschaftlichen Konventionen beruhende »Zeigehandlungen« bestimmt und hier – dem Begriffspaar »type«/»token« (bei Peirce »Sin-Zeichen«/»Legi-Zeichen«) entsprechend – zwischen »aktuell vorkommenden Handlungen« und »potentiellen Handlungsschemata« unterschieden (ebd.: 94). Mit Kamlah/Lorenzen (1973: 59) hat er zudem vorgeschlagen, als Zeichen fungierende »bestandhafte *Dinge* wie Verkehrszeichen, Hinweisschilder, Abzeichen (z.B. beim Militär), Schriftzeichen (Buchstaben, Hieroglyphen, Ideogramme), Fahnen und Wimpel etc.«, die als »erstarrte Zeigehandlungen« zu begreifen seien, terminologisch als »Marken« zu bezeichnen und von den eigentlichen Zeichen als zeitlich ablaufenden Zeigehandlungen abzuheben (Trabant 1996: 111f.). Während die eigentlichen Zeichen stets den aktiven kommunikativen Einsatz von Menschen erfordern, werden die Zeichenbenutzer durch Marken von aktuellen Zeigehandlungen entlastet. Die sprachliche Kommunikation läßt sich auf der Grundlage dieser Unterscheidung als Verwendung von Zeichen und Marken deuten.

3. (Be-)Deutung

Um zunächst einmal die ontologische Frage zu beantworten, was Bedeutung ist erweist sich ein weiterer Rekurs auf die Semiotik als unvermeidlich. Für Peirce ist ein Zeichen oder, wie er auch sagt, »Repräsentamen« alles,

was in einer solchen Beziehung zu einem Zweiten steht, das sein *Objekt* genannt wird, daß es fähig ist, ein Drittes, das sein *Interpretant* genannt wird, dahingehend zu bestimmen, in derselben triadischen Relation zu jener Relation auf das Objekt zu stehen, in der es selbst steht. Dies bedeutet, daß der Interpretant selbst ein Zeichen ist, der ein Zeichen desselben Objekts bestimmt und so fort ohne Ende. (CP 2.300)

Das Zeichen als Repäsentamen ist hier demnach vorgestellt als irgendeine materielle Gestalt, die insofern über sich hinausweist, als sie durch funktionsgleiche andere materielle Gestalten, durch Synonyme oder Paraphrasen derselben oder einer anderen Sprache oder eines anderen Zeichensystems, ersetzt werden kann. Peirces revolutionäre Neuerung in der Zeichentheorie und der Semantik besteht darin, daß nach seinem Modell als die Bedeutung eines Zeichens weder Gegenstände noch Vorstellungen, Ideen, Begriffe oder Gebrauchsweisen, sondern seine möglichen Interpretanten anzusehen sind. Mit *Interpretant* ist hier natürlich nicht die Person gemeint, die das Zeichen interpretiert, sondern ein anderes Zeichen, das interpretativ an die Stelle des ersten treten kann. Dabei wird auch der Gedanke als möglicher Interpretant

und damit als Zeichen aufgefaßt. Der Interpretant ist keine feste Größe, sondern kann seinerseits wieder zum Zeichen werden, das ein anderer Interpretant interpretiert. Eco (1972: 77; 1987: 102) hat daher den Interpretanten »als eine weitere Repräsentation [...], die sich auf dasselbe Objekt bezieht«, bestimmt und die Erläuterung hinzugesetzt: um zu bestimmen, was der Interpretant sei, müsse man ihn mit Hilfe eines anderen Zeichens benennen, das seinerseits einen Interpretanten habe, der mit einem weiteren Zeichen benannt werden könne und so fort (vgl. ebd.). Indem Bedeutungen also selber zeichenhafte Interpretationen von Zeichen sind, jedes Repräsentamen zum Interpretanten eines anderen und jeder Interpretant wieder zum Repräsentamen eines anderen Interpretanten werden kann und so weiter ad infinitum, entsteht das, was Eco die »unendliche« oder »unbegrenzte Semiose« nennt, die gerade für die mannigfaltigen Formen menschlichen Zeichengebrauchs absolut charakteristisch ist. Anders als die meisten anderen Kommunikationsmittel ist Sprache danach wesentlich ein System von Zeichen, die andere Zeichen erklären und durch andere Zeichen erklärt werden können. Und die Semiose ist in unausweichlicher Weise zirkulär. Folglich wird die Idee einer Entität namens »Bedeutung« ersetzt durch den infiniten Prozeß der kulturell bedingten Substitution von Zeichen durch andere Zeichen. Im Bereich der Sprache wären die Interpretanten eines Zeichens die für es einsetzbaren Synonyme, Heteronyme und Paraphrasen. Weil der Semantiker demnach nichts anderes tun kann, als – auf methodisch begründete Weise – Repräsentamen durch Interpretanten zu ersetzen, die natürlich ihrerseits innerhalb des sprachlichen Begriffsnetzes durch andere Interpretanten ersetzbar sind, bleibt auch er stets in der Sprache gefangen. (Vgl. zu alledem auch Burkhardt 2000: 123ff.)

Peirce und Eco stehen mit ihrer Zeichenkonzeption keineswegs so allein, wie mancher vielleicht auf den ersten Blick glauben möchte. Denn entgegen der landläufig-kanonischen Interpretation, die Wittgensteins Insistieren auf der Priorität der Sprachpraxis in »Lebensform«-Zusammenhängen und seine Rede von der Bedeutung als dem »Gebrauch« (PU §43) bereits als dessen ganze Semantik mißverstehet, entspricht Peirce-Ecos Zeichentheorie genau der Ausdrucksweise des von der Forschung wenig wahrgenommenen §560 der *Philosophischen Untersuchungen*, wo es heißt:

»Die Bedeutung des Wortes ist das, was die Erklärung der Bedeutung erklärt.«
D.h.: willst du den Gebrauch des Worts »Bedeutung« verstehen, so sieh nach, was man »Erklärung der Bedeutung« nennt.

Wie die semantische Konzeption von Peirce ist auch diejenige Wittgensteins anti-ontologisch und richtet sich gegen jede Hypostasierung der Bedeutung zu einer Entität eigener Art. In ontologischem Sinne gibt es keine Bedeutung, sondern die nächstmöglichen Punkte, bis zu denen wir an die Bedeu-

tung herankommen können, sind Synonym und Paraphrase, d.h. die Angabe von Leistungsäquivalenten. Zudem wird die Verbindung zwischen Zeichengestalt und Bedeutung (v.a. in der Phase des Spracherwerbs) auf selber zeichenhafte Weise hergestellt. Man kann also am Ende gar nicht sagen, daß ein Wort (bzw. Satz) eine Bedeutung hat, sondern wir können lediglich für es (oder ihn) eine Paraphrase (oder Synonyme) einsetzen, die dieselbe Leistung vollbringen. Und Leistungsgleichheit besteht dann, wenn Ausgangselement und Substitut denselben Handlungs- bzw. Informationswert aufweisen, der sich jedoch selber wieder nur in Gestalt eines Interpretanten angeben ließe. Jedes Zeichen vollbringt eine kulturelle Leistung, die seine Benutzer im Laufe ihrer Sozialisation im wesentlichen durch »Abrichtung« (PU §5f.) gelernt haben. Ebenso haben sie gelernt, sie zu verstehen, angemessen auf sie zu reagieren, und sie sind in der Regel in der Lage, diese Leistung mit Hilfe anderer Zeichen zu beschreiben und zu erklären. Aber es existiert keine Bedeutung als ein Etwas, das dem Zeichen zugeordnet wäre, ihm »entspräche«: Lediglich im Wörterbuch werden solche Zuordnungen vorgenommen, und zwar in Form von Gegenüberstellungen von Wortzeichen und (selber verbalen) Synonymen und Paraphrasen. Die Bedeutung im Sinne Wittgensteins ist kein, wie er sich ausdrückt, »reines Mittelwesen [...] zwischen dem Satzzeichen und den Tatsachen« (PU §94) oder zwischen dem Wort und den Gegenständen, sondern die Ersetzbarkeit von Zeichen durch leistungsäquivalente Paraphrasen. Mit anderen Worten: Wie Peirce und Eco sieht auch Wittgenstein die Bedeutung eines Zeichens in seiner Substituierbarkeit durch andere Zeichen (vgl. dazu auch Burkhardt 1990: 90ff.). Damit ist freilich über die Frage, was denn die »Leistung« eines Zeichens sei, – unter Rückgriff auf eine berühmte Formulierung aus Wittgensteins *Tractatus* (vgl. 5.62, 6.36, 6.522) – nur dies gesagt: Sie läßt sich nicht beantworten – die Antwort »zeigt sich« in den Paraphrasen, im Gebrauch und damit in den Deutungen. Weil das mhd. Substantiv *bediutunge* noch soviel wie ›Auslegung‹, d.h. einen stets selber zeichenhaften, semiotischen Akt bedeutete, ist es ratsam und nützlich, bei der Reflexion über Bedeutung wieder zur mhd. Bedeutung von *Bedeutung* im Sinne der Auslegung zurückkehren.

Von solchen theoretisch-ontologischen Überlegungen zum Begriff der Bedeutung ist die Theorie der semantischen Beschreibung zu unterscheiden, wie sie – im Rahmen von Sprachzeichenkonzeptionen – vor allem in der Linguistik entwickelt wird. Obwohl die von Trier und Weisgerber begründete Sprachinhaltsforschung, ausgehend von der auf Wilhelm von Humboldt zurückgehenden These von der einzelsprachlichen Relativität des Denkens, eine Vielzahl (z.T. komparativ angelegter) semantischer Strukturanalysen von Wortfeldern verschiedener Sprachen vorgelegt hat (z.B. der Felder der Farbwörter, der Verwandtschaftsbezeichnungen u.v.a.), bleibt die Entwicklung eines theoretischen Modells zur zugleich methodischen und systematischen

Beschreibung der Binnenarchitektur von lexikalischen oder Wortbedeutungen, d.h. zur Analyse semantischer Varianten und Komponenten, das unbestreitbare Verdienst der strukturellen, d.h. strukturalistischen Semantik (zu der letztlich auch Generative und Interpretative Semantik zu rechnen sind). Ihre wesentliche Voraussetzung ist der an de Saussure zurückgebundene bilaterale Zeichenbegriff. Anders als seine Nachfolger hatte de Saussure zwar zwischen der Bedeutung (= Bezeichendes, *signifié*) eines Zeichens und seinem Wert (»*valeur*«) innerhalb eines lexikalischen Paradigmas unterschieden, jedoch selbst noch keine strukturelle Analyse der Inhaltsseite angeboten. Die sich nunmehr konstituierende Strukturelle Semantik (E. Coseriu, A.J. Greimas, H. Henne, K. Heger, L. Hjelmslev, W. Schmidt, H.E. Wiegand u.a.) betrachtete, wie schon erwähnt, die Inhaltsseite des Zeichens als der Ausdrucksseite strukturell analog. Eben aufgrund der Bilateralität des Zeichens stehen für sie Signifikant und Signifikat in der Beziehung der Konsubstanzialität von einzelsprachlich »geformter« »Inhalts-« und »Ausdrucks-substanz« (vgl. Hjelmslev 1974: 54ff. [zuerst 1943]; vgl. z.B. auch Baldinger 1957: 15; Heger 1964: 489ff.; Henne 1972: 20). Wie sich die Ausdrucksseite offenkundig aus kleinsten Lauteinheiten, den Phonemen, zusammensetzte, die sich – auf der Ebene der 1. Gliederung (vgl. Martinet 1971: 21ff.) – zu ihrerseits kombinierbaren Morphemen kombinierten, stellte man auch die Inhaltsseite als aus kleinsten Bedeutungs-Einheiten, den Semen, zusammengesetzt vor, die sich zu ihrerseits zur Gesamtbedeutung kombinierbaren Sememen (= Teilbedeutungen) kombinieren sollten. Für die Strukturelle Semantik ist die Bedeutung demnach eine Konjunktion von Semen, die als außer- bzw. über-einzelsprachliche Merkmale vorgestellt wurden. In manchen Konzeptionen wurde zusätzlich ein »Noem« eingeführt, das als das übergeordnete, allen Feldmitgliedern gemeinsame Sem bestimmt wurde. Ihre wohl anschaulichste Form der Darstellung hat die strukturalistische Konzeption der Semantik in Hegers »Trapez-Modell« gefunden (vgl. Heger 1964: 515; 1976: 38ff.), das als semiotisches Dreieck mit abgesägter Spitze vorgestellt werden kann. Ausdrücklich haben Henne/Wiegand (1969: 149ff.) Konzeption und Modell in die germanistische Semantik eingeholt.

Bei ihrer Analyse der Bedeutungsstrukturen hat die Strukturelle Semantik häufig übersehen, daß es aufgrund der prinzipiellen Zirkularität von Objekt- und Metasprache theoretisch wie praktisch unmöglich ist, die im Rahmen des Modells postulierten kleinsten semantischen Einheiten (»semantische Primitive«) zu ermitteln (vgl. dagegen Wierzbicka 1972). Das heißt nicht, daß sich die Bedeutung eines Sprachzeichens nicht sinnvoll in kleinere beschreibungssprachliche Einheiten »zerlegen« ließe, nur handelt es sich dabei um methodisch-analytische Differenzierungen, die nicht den Status kleinster Elemente für sich beanspruchen dürfen und natürlich selber wieder nur mit sprachlichen Mitteln zu beschreiben waren und sind.

Hinzu kommt, daß die Strukturelle Semantik zwar natürlich für die sprachlichen Einzelzeichen unterschiedliche Teilbedeutungen zuließ, aber die Sememe im Rahmen ihres Modells zugleich als feste Sets von Noemen und Semen vorstellen mußte, die ihrerseits als Elemente eines endlichen Inventars distinktiver Merkmale zu betrachten waren. Jede Bedeutungserklärung wurde damit letztlich zur Definition und jeder Begriff zu einem Klassenbegriff, in bezug auf den für jeden Gegenstand jederzeit zu entscheiden war, ob er die geforderten Merkmale erfüllt und damit unter ihn fällt oder nicht. Im Gesetz von der Reziprozität von Intention und Extension eines Begriffs findet diese Sichtweise ihre deutlichsten Ausdruck.

In bezug auf Gegenstandsklassen wie die immer wieder gern als Beispiel herangezogenen Sitzmöbel (vgl. Pottier 1963: 11ff.; 1964: 122ff.; Heger 1964: 503; Henne 1972: 142f.) ist eine solche Analyse auch relativ unproblematisch, da sich leicht Merkmale wie ›für eine Person‹ oder ›mit Rückenlehne‹ ermitteln lassen, die Substantive wie *Sessel* und *Couch* oder *Stuhl* und *Bank* semantisch voneinander unterscheiden. Aber schon bei Merkmalen wie ›mit Armlehne‹ oder ›mit Polsterung‹ wird die geforderte Eindeutigkeit der Zuordnung problematisch.

Während die semantische Struktur kleinerer Paradigmen in der Regel mit Hilfe von Noem/Sem-Analysen im Sinne der Strukturellen Semantik recht gut und übersichtlich dargestellt werden kann, ergibt sich bei mitgliederreicheren Paradigmen zwangsläufig das, was man als »semantische Treppe« bezeichnen könnte. Am Beispiel des Paradigmas *Einkünfte*, zu dem *Lohn*, *Gehalt*, *Sold*, *Tantiemen*, *Gage*, *Prämie*, *Honorar*, *Stipendium*, *Rente*, *Arbeitslosengeld* und andere lexikalische Einheiten als Feldmitglieder gehören, möchte ich dies demonstrieren.

Legt man der strukturellen Analyse dieses Paradigmas nämlich die folgenden semantischen Merkmale zugrunde:

Noem: ›als Entlohnung empfangene Geldmittel‹

Sem 1: ›aus selbständiger Arbeit‹

Sem 2: ›in festem Arbeitsverhältnis‹

Sem 3: ›als Arbeiter‹

Sem 4: ›als Angestellter oder Beamter‹

Sem 5: ›als Soldat‹

Sem 6: ›als Künstler‹

Sem 7: ›für einen Auftritt‹

Sem 8: ›zusätzlich‹

Sem 9: ›aufgrund besonderer Leistung‹

Sem 10: ›für begrenzte Tätigkeit‹

Sem 11: ›zum Studium‹

Sem 12: ›aus der Rentenversicherung‹

Sem 13: ›aus der Arbeitslosenversicherung‹,